

«Die grösste Behinderung steckt in den Köpfen...»

Ein Interview mit Alireza Darvishy

Eine akademische Laufbahn geprägt von der Faszination für Mathematik und der Suche nach Normalität. Alireza Darvishy ist Professor für Informatik und befasst sich mit der Erforschung und Anwendung von ICT-Technologien für Menschen mit Behinderungen und für ältere Menschen. „Den Studierenden berichte ich bei der ersten Vorlesung von meiner Sehbehinderung. Sie müssten sich bei einer Frage an mich akustisch bemerkbar machen“, sagt Alireza Darvishy in einem Interview für das Schweizer Forschungsmagazin Horizonte (Ausgabe Dezember 2018). Er wünscht sich, dass sich mit einer Inklusion einen freien Zugang zum gesellschaftlichen Leben. Inklusion bedeutet, dass es keine Unterschiede zwischen Menschen mit oder ohne Behinderungen mehr gibt. Die Vielfalt bildet die Normalität. Ziel der Inklusion ist die Unantastbarkeit der Menschenwürde, die Wertschätzung der Vielfalt des menschlichen Seins und die gleichberechtigte Teilhabe.

Warum wählten Sie eine akademische Laufbahn?

Als Gymnasiast hatte ich einen Unfall und bin seither sehbehindert. Meine Faszination für Mathematik wollte ich nicht aufgeben, das Ziel einer akademischen Laufbahn im Bereich Informatik auch nicht. Diese Ambitionen habe ich bis heute.

Sie wurden 2016 mit dem «Unesco Prize for Digital Empowerment of Persons with Disabilities» geehrt...

Ich forsche und berate zum Thema Barrierenfreiheit unter anderem auch Schweizer Behörden. Für Unternehmen habe ich innovative Projekte umgesetzt, etwa als eine Grossbank erstmalig in der Schweiz sprechende Geldautomaten für Sehbehinderte eingeführt. Zudem engagiere ich mich in internationalen NGOs für benachteiligte Menschen.

Wer hat Sie gefördert?

Meine Eltern haben mich nach dem Unfall ermutigt meine Ambitionen nicht aufzugeben. Meine Mutter, sie war Lehrerin, hat jede Nacht mit mir gelernt. Nach bestandener Maturitätsprüfung in meinem Heimatland Iran reiste ich als 18-Jähriger allein in die Schweiz. Zuerst lernte ich Deutsch, danach bestand ich die Schweizer Maturitätsprüfung und durfte in Zürich studieren.

Bekamen Sie institutionalisierte Hilfe?

Nein, damals als Ausländer hatte ich auch keine Versicherungsleistungen zu erwarten. Ich lernte jedoch viele Studierende kennen, die sich spontan bereit erklärten, mir Lehrbücher auf Kassetten zu sprechen. Ständig trug ich ein Aufnahmegerät bei mir und fast alle Dozenten waren einverstanden, dass ich ihre Vorlesung aufzeichnete.

Wie organisierten Sie Ihre Promotion?

Einige verstanden nicht, warum dieser sehbehinderte Mann eine Doktorarbeit schreiben möchte. Schon gar nicht in Informatik! Mit einem gestörten, visuellen Kanal hat man nicht die gleichen Voraussetzungen wie ein Sehender. Meine Motivation war jedoch, das Leben der Menschen mit Sehbehinderung zu erleichtern. Zwei Nationalfondprojekte finanzierten mir die Promotion. Inhaltlich unterstützte mich der ETH-Informatikprofessor Carl August Zehnder.

Wie erleben Sie die Schweiz heute?

Das Land ist offener geworden dank den internationalen Netzwerken und den gesetzlichen Rahmen. Wir haben ein Gleichstellungsgesetz für Behinderte, das 2014 ratifiziert wurde. Aber es ist noch nicht so, wie es sein könnte.

Wo sind die Defizite?

Die grösste Behinderung steckt in den Köpfen der Menschen. Es ist nicht nur getan mit Gesetzgebung und Technologie, sondern das Mindset ist wichtig. In Mitteleuropa neigen Menschen zum Perfektionismus. Eigentlich sind wir von Natur aus alles andere als perfekt. Menschen mit Behinderung wollen am Leben teilhaben und ihre Würde bewahren.

Was schlagen Sie vor?

In einem Projekt «Lehren und Forschen an der Hochschule – barrierefrei!» wird ein Leitfaden erstellt, der Massnahmen vorschlägt, was Hochschulen tun können, damit Forschende und Lehrende mit Behinderungen gleiche Chancen bekommen. Mein Team wird dafür eine digitale Plattform erstellen. In diese Applikation gehören auch Informationen, Blogs von Betroffenen und eine Matching-Plattform. Sie schlägt eine geeignete Begleitperson vor, die sich zur Verfügung stellt für beispielsweise eine Tagung. Das Projekt wird weitere Barrieren des akademischen Lehrkörpers mit Beeinträchtigung beseitigen.

Was bedeuten Barrieren für Ihren Alltag?

Es sind kleine, sich ständig wiederholende Handlungen, etwa den Beamer im Hörsaal anstellen. Dafür müsste eine Technologie entwickelt werden. Warum nicht sprachgesteuert? Ich kann meine wissenschaftlichen Mitarbeiter nicht ständig um Hilfe bitten. Die Suche nach Eigenständigkeit das Anstreben der Normalität sind energieraubend und gehen oft an die Würde. Trotz den Barrieren mache ich allen Mut für eine akademische Laufbahn. Bildung überwindet Barrieren, lässt Opferrollen verblasen und vertilgt Diskriminierung. Bildung und Technologie sind Voraussetzungen für Inklusion...

Interview: Franca Siegfried